

Schröter · Theorie der literarischen Selbstdarstellung

EXPLICATIO

Analytische Studien zur Literatur und Literaturwissenschaft

Herausgegeben von Gottfried Gabriel und Rüdiger Zymner
Begründet von Harald Fricke und Gottfried Gabriel

Julian Schröter

Theorie der literarischen Selbstdarstellung


Begriff – Hermeneutik – Analyse

mentis
MÜNSTER

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungsfonds Wissenschaft der VG Wort

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 2018 mentis Verlag GmbH
Eisenbahnstraße 11, 48143 Münster, Germany
www.mentis.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen Fällen ist ohne vorherige
Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany
Einbandgestaltung: Anna Braungart, Tübingen
Wissenschaftlicher Satz: satz&sonders GmbH, Münster (www.satzundsonders.de)
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
ISBN 978-3-95743-115-8 (Print)
ISBN 978-3-95743-761-7 (E-Book)

Inhaltsverzeichnis

VORWORT	7
EINLEITUNG	9
A DER BEGRIFF DER SELBSTDARSTELLUNG	17
1 Handlungslogik: Steuerung intentionaler Bezugnahme	19
1.1 Handlung und Absicht des Selbstdarstellers	21
1.2 Funktionale oder intentionale Analyse	27
1.3 Die intentionale Bezugnahme des Adressaten	33
2 Aufmerksamkeitssteuerung	38
2.1 Individuelle und öffentliche Aufmerksamkeit	39
2.2 Soziale Regulation: Unwahrscheinlichkeiten	43
2.3 Operationalisierung und Interpretation	47
3 Wertungs- und Werthaltungssteuerung	50
3.1 Modell von Wert und Wertung	50
3.2 Axiologischer Wert oder Wertmaßstab	54
3.3 Zuordnungsvoraussetzungen und Attribution	58
3.4 Werten und wert-motiviertes Handeln	60
3.5 Operationalisierung und Interpretation	63
4 Charakterisierungssteuerung	67
4.1 Begriffe der Vorstellung und der Autofiktion	68
4.2 Genese und Geltung der Vorstellung	70
5 Gestaltung des Autorbilds	74
5.1 Analyse und Kritik des <i>implied author</i> als Autorbild	75
5.2 Das öffentliche Image als abstrakter Gegenstand	86
5.3 Ergebnis der Explikation und alternative Selbstdarstellungsbegriffe	94
B HERMENEUTIK DER CHARAKTERISIERUNGSSTEUERUNG	97
1 Inferenzmodelle	99
1.1 Der Schluss auf eine intentionale Erklärung	100
1.2 Schlüsse auf nicht-intentionale Erklärungen	107
1.3 Intentionale Erklärungen als Kausalerklärungen?	114
1.4 Abduktion und Deduktion	118
1.5 Irrationale Schlüsse: Metaregeln des Schließens	125
2 Inferenzstrategien der Eigenschaftszuschreibungen	129
2.1 Selbstzuschreibungen interpretieren	129

2.2	Biographische Schlüsse auf Erfahrungen und Eigenschaften	149
2.3	Eigenschaftszuschreibungen im philologischen Arbeiten ...	171
3	Interpretationslogik der Charakterisierungssteuerung	178
3.1	Simulieren und Kommunizieren	180
3.2	Zeigen – Auffälligkeiten	183
3.3	Täuschen	186
3.4	Image und Selbstdarstellung thematisieren	197
C	KRACHTS SELBSTDARSTELLUNG MIT <i>Imperium</i> UND <i>Five Years</i>	215
1	Rekonstruktion der Zuschreibungen	217
2	Selbstdarstellung mit <i>Five Years</i>	220
2.1	<i>Five Years</i> als Fiktion?	221
2.2	Krachts Begriff von rechter Gesinnung	223
2.3	Spuren und Zuschreibungen rechter Gesinnung	225
2.4	Eine Simulation der Spuren?	228
3	Ironie, Pastiche, Metafiktion in <i>Imperium</i> (Forschungsstand)	231
4	Die poetische Funktion der Selbstdarstellung in <i>Imperium</i>	234
4.1	Die Konstruktion des Erzählers	234
4.2	Die thematische Anlage des Romans	240
4.3	Zuschreibungen infolge provozierter Verteidigungen	252
FAZIT	261
LITERATURVERZEICHNIS	267
ANHANG	287
PERSONENREGISTER	289

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde im März 2016 von der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg als Dissertation angenommen. Für den Druck wurden einige Abschnitte überarbeitet.

Wie jedes größere Projekt konnte auch dieses Buch nur deshalb abgeschlossen werden, weil viele Menschen es begleitet haben. Mein erster Dank gilt Fotis Jannidis: Ihm danke ich nicht nur für die Betreuung des Projekts und die vielen anregenden Gespräche und Diskussionen, sondern auch für die Arbeitsatmosphäre, die für das Gedeihen der Arbeit sehr günstig war. Ebenso danke ich Roland Borgards und Tilmann Köppe dafür, dass sie die Dissertation konstruktiv und mit zahlreichen fruchtbaren Ideen mitbetreut haben. Allen Würzburger und Göttinger Doktorandinnen und Doktoranden, die einzelne Kapitel und die Anlage der Arbeit mit mir diskutiert haben, gilt mein Dank. Dem Verlag Kiepenheuer & Witsch danke ich für die Zusendung der Archivmaterialien zur Rezeption von Christian Krachts Roman *Faserland*. Carmen Schöll, meiner Mutter, Norma Jeising, Ernst Rieger, Johanna Dauner sowie Korbinian und Hannelore Mayr danke ich für ihr Korrekturlektorat. Besonders danke ich Dieter Ziegler, der die gesamte Arbeit gelesen und die Fertigstellung mit konstruktiven Hinweisen befördert hat. Vor allem danke ich meiner Frau Karo, die nicht nur ständig bereit war, das Projekt mit mir im Detail zu besprechen, sondern mich in jeder Hinsicht vor, während und nach meiner Promotionszeit unterstützt hat.

Einleitung

Die seit der Jahrtausendwende¹ stark intensivierte Forschung zur Selbstinszenierung von Autoren hat mittlerweile drei unterschiedliche, aber häufig miteinander kombinierte Perspektiven ausgebildet: Selbstdarstellung wird erstens mit sozialgeschichtlichem Interesse als ein wesentlicher Faktor der Positionierungen von Autoren nach Maßgabe von Bourdieus Feldtheorie untersucht.² Zweitens werden Praktiken³, Strategien⁴ und Medien⁵ von Selbstdarstellung formengeschichtlich erfasst.⁶ Drittens gibt es ein hermeneutisches Interesse an einzelnen und besonders interessanten Phänomenen der Selbstdarstellung, die es lohnenswert erscheinen lassen, diese Phänomene als ästhetische Artefakte zu interpretieren. Dabei hat sich eine allen drei Perspektiven gemeinsame Lücke aufgetan, an der die Forschung regelmäßig vorbeikommt, die sie aber zugleich umgehen muss: Fiktionale Texte sind für Autoren ein allem Anschein nach relevantes Medium der Selbstdarstellung, wurden aber bislang nicht in ihrer Funktion untersucht, den Autor darzustellen. In der sozialgeschichtlichen Forschung wird im Anschluss an Bourdieu betont, dass die Positionierungen von Autoren im literarischen Feld auch von deren lite-

¹ Alle verfügbaren Forschungsarbeiten berufen sich auf die beiden Revisionen des Autorbegriffs Jannidis/Lauer/Martinez/Winko (Hg.) 1999 und Detering (Hg.) 2002 im deutschsprachigen Raum. Die germanistische Selbstdarstellungsforschung hat diese Revisionen der Jahrtausendwende somit als ihren eigenen theoretischen und historischen Ausgangspunkt gesetzt.

² Diese Perspektive nehmen insbesondere die Arbeiten von Kaiser 2012 und Kaiser/Jürgensen 2011 und 2014, von Niefanger 2002 und 2004, sowie der Band von Künzel/Schönert (Hg.) 2007, vgl. Künzel 2007: 10 sowie die jüngsten systematischen Arbeiten von John-Wenndorf 2014: 24–33 und Schaffrick/Willand (Hg.) 2014 ein. Einschlägig ist die Monographie von Greenblatt [1980] 2005 über Selbstdarstellung im englischen 16. Jahrhundert.

³ Vgl. Kyora (Hg.) 2014, Kaiser 2012 und Kaiser/Jürgensen 2011 und 2014 sowie John-Wenndorf 2014: 141–428, siehe Anm. 2.

⁴ Vgl. Neuhaus 2011, Jürgensen/Kaiser 2014.

⁵ Vgl. in chronologischer Reihenfolge die Bände Künzel/Schönert (Hg.) 2007, Grimm (Hg.) 2008, Gisi 2013, Hoffmann/Kaiser (Hg.) 2014 und Schaffrick/Willand (Hg.) 2014.

⁶ Die meisten der formengeschichtlichen Arbeiten geben sich zugleich mit Bourdieu ein grundlegend feldtheoretisches Design. Die Historiographie der Selbstdarstellung ist bisher eine Frage der Darstellung und der Konzentration auf bestimmte Praktiken, Strategien und Medien der Selbstdarstellung. Je nach Perspektive auf bestimmte Formen beginnt Selbstdarstellung etwa bei John-Wenndorf 2014: 69–73, Grimm (Hg.) 2008 und Bartl/Kraus (Hg.) 2014 im Mittelalter, bei Greenblatt [1980] 2005: 1 im 16. Jahrhundert, bei Jürgensen/Kaiser 2014: 220 und Gisi 2013 mit der Entstehung des literarischen Marktes und der Umstellung der Individualitätssemantik im späten 18. Jahrhundert, oder bei Künzel/Schönert (Hg.) 2007 erst mit der Umdeutung des Künstlers zum Kunstwerk in der literarischen Moderne um 1900.

rarischen Texten abhängen.⁷ Positionierungen wiederum werden zumeist als Selbstdarstellung beschrieben. Es fehlt jedoch nicht nur an einer methodologischen Modellierung dafür, wie Selbstdarstellung mit fiktionalen Texten interpretiert werden kann, sondern es gibt auch zwei gute Gründe für die diagnostizierte Zurückhaltung bei der Analyse von fiktionalen Texten als Medien der Selbstdarstellung.⁸

Erstens scheinen Autoren durch ihre Texte nur vergleichsweise schwach dargestellt zu werden, zumindest wenn man Künzel folgt, die mit Verweis auf den *performative turn* behauptet, das wirksamste Mittel der Selbstdarstellung sei der Körper.⁹ Effektiv scheinen unter dieser Voraussetzung nur die Medien der Selbstdarstellung zu sein, in denen der Autor als leiblich präsent repräsentiert ist, wie etwa Fernsehinterviews, Autorenlesungen, Photographien, Denkmäler oder Büsten. Zudem weist Künzel darauf hin, dass diese grundlegend performativen Formen der Selbstdarstellung in zahlreichen Studien auf Genettes Begriff des Paratextes reduziert wurden; und dies zu dem Preis, dass gerade die performative Dimension aus dem Blick geriet.¹⁰ Zweitens gilt für fiktionale Texte zusätzlich die Einschränkung, dass sie gerade nicht einfach als Äußerungen von Autoren über sich selbst aufgefasst werden dürfen. Wenn in einer fiktionalen Erzählung jemand von sich selbst spricht, dann ist dies zunächst – so lernt man es bereits in der Schule – eine fiktive Figur, der Erzähler oder eine Auto(r)fiktion, nicht aber der reale Autor. Es scheint, dass Leser von fiktionalen Texten in erster Linie auf fiktive Welten schließen, auf den Autor aber nur auf Umwegen – wenn überhaupt. Deshalb lohnt es sich nicht, zu bestreiten, dass Texte im Vergleich zu anderen Medien vergleichsweise ineffiziente Mittel der Selbstdarstellung sind, und dass für die Selbstdarstellung mit fiktionalen Texten besondere Bedingungen gelten. Diese besonderen Bedingungen sollten jedoch nicht dazu führen, dass man die Möglichkeit der Selbstdarstellung mit fiktionalen Texten ausschließt, sondern sie erfordern eine fiktionalitätstheoretisch informierte Hermeneutik.

Die in dieser Arbeit zu entwickelnde Hermeneutik der Selbstdarstellung mit fiktionalen Texten hat von der Frage auszugehen, was damit gemeint ist, dass Autoren sich auch mit fiktionalen Texten darstellen; denn anders als bei Interviews, Bildern und Fernsehauftritten ist für das Medium fiktio-

⁷ Ausgangspunkt dieser Annahme, die etwa Jannidis 2008 exemplarisch weiterverfolgt hat, ist die etwas dunkle Behauptung von Bourdieu [1992] 2001: 365f., dass den Positionierungen von Autoren durch ihre Eigenschaften homologe Positionierungen ihrer Werke entsprechen. Der explizite Hinweis, dass Autoren sich auch mit fiktionalen Texten selbst darstellen, findet sich bei Heinen 2002: 338 und Booth 2005.

⁸ Zu den wenigen Ausnahmen gehören Steiner 2001 und Heinen 2006, die jedoch nicht das folgende Problem der Fiktionalität in den Blick nehmen.

⁹ Vgl. Künzel 2007: 11.

¹⁰ Vgl. Künzel 2007: 10f.

naler Texte nicht klar, was Selbstdarstellung bedeutet. So ist beispielsweise keineswegs geklärt, wie sich Selbstdarstellung zur bereits eingeführten autofiktionalen Erschaffung fiktiver Autorfiguren verhält. Um nicht stipulativ einen beliebigen Begriff festzusetzen, gilt es zu prüfen, ob Selbstdarstellungen mit fiktionalen Texten den gleichen Sinn oder Zweck haben wie die einschlägigen und auf den ersten Blick weniger problematischen Formen der performativen Selbstinszenierung. Es wäre günstig, wenn Selbstdarstellungen mit Fotos, Interviews, Fernsehauftritten und mit fiktionalen Texten vergleichbare Handlungen beschreiben, die lediglich unterschiedliche Mittel benutzen. Die Frage lautet mithin, ob es in der literaturwissenschaftlichen Arbeit einen zumindest für viele, idealerweise für alle Medien, Praktiken und Strategien übergreifenden gemeinsamen Begriff der Selbstdarstellung gibt, mit dem die sozialgeschichtlichen Positionsanalysen, die formengeschichtlichen Untersuchungen und die hermeneutischen Fallstudien gleichermaßen operieren. Ein derart integrativer Begriff wurde bislang weder gesucht noch gefunden. Zur Grundlegung einer Hermeneutik der Selbstdarstellung ist deshalb die Explikation eines allgemeinen Praxisbegriffs der Selbstdarstellung erforderlich.

Teil A der Arbeit hat die Aufgabe, den Begriff der Selbstdarstellung so zu definieren und zu explizieren, dass die Explikation die wichtigsten sozial- und formengeschichtlichen sowie hermeneutischen Begriffsverwendungen integriert. Der Punkt, an dem die verschiedenen, hier erstmals systematisch zusammengeführten Gebrauchsweisen des Begriffs der Selbstdarstellung einander treffen, ist die für die meisten Arbeiten grundlegende Annahme, Selbstdarstellung sei die Gestaltung des eigenen Images. Bei diesem Begriff handelt es sich um ein Erfolgsprädikat, insofern er intentionale Akte bezeichnet, die darauf angelegt sind, eine bestimmte Wirkung auf das Publikum zu erreichen, und die ihr Ziel erreichen oder verfehlen können. Diesen Begriff gilt es im Zuge einer literaturtheoretischen Diskussion der einschlägigen methodologischen und epistemologischen Probleme der Intentionalität zu überprüfen, zu rechtfertigen, zu begründen und für die einzelnen literaturwissenschaftlichen Anwendungsbereiche zu spezifizieren. Die besondere Leistung dieses Begriffs liegt darin, dass er den systematischen Zusammenhang zwischen drei in der Forschung geläufigen, bislang aber nicht miteinander verbundenen Auffassungen, zusammenfasst: Diese werden sich als die drei Basisformen der Aufmerksamkeits-, Wertungs- und Charakterisierungssteuerung jeweils operationalisieren und dann zusammenführen lassen. So wird sich erweisen, dass die für viele Arbeiten grundlegende Idee der Image-Gestaltung eine Synthese dieser drei Basisformen ist.

Der Befund, dass Selbstdarstellung in der Forschung als Erfolgsprädikat verwendet wird, erfordert es, die Interpretation von Selbstdarstellung als einen Sonderfall intentionaler Handlungserklärung zu spezifizieren. Die in

Teil B zu entfaltende Interpretationskonzeption ist mithin eine *spezielle intentionalistische* Hermeneutik, die an die jüngsten Diskussionen um den hermeneutischen Intentionalismus anschließt. Ihre vornehmliche Aufgabe ist es, zu klären, wie Autoren ihre Leser dazu bringen, die ›Grenzen der Fiktionalität‹ zu ›überspringen‹, und vom fiktionalen Text auf den Autor zu schließen. Diese Aufgabe wird in dieser Arbeit für zwei konkrete textwissenschaftliche Anforderungen der Analyse von Gegenwartsliteratur operationalisiert, die ich exemplarisch für den Fall des Schweizer Schriftstellers Christian Kracht untersuche: Kracht steht in einer Reihe postmoderner Autoren, deren Selbstdarstellung über die einfache Imagebildung hinaus zugleich wieder etwas über Image, Selbstdarstellung und die damit zusammenhängenden Konzepte von Authentizität und Identität zu sagen oder zu zeigen scheint.¹¹ Krachts Selbstdarstellung ist deshalb hermeneutisch interessant. Sie ist aber auch insofern interessant, als sie in einem ungewöhnlichen Verhältnis zur faktischen Rezeption steht. Das Feuilleton schrieb Kracht regelmäßig negative Eigenschaften aufgrund seiner fiktionalen Texte zu: Aufgrund seines erstens Romans *Faserland* (1995) wurde er für einen ›reichen‹ und ›unsympathischen Schnösel‹ gehalten. Der vierte Roman *Imperium* (2012) führte zu vereinzelt Vorwürfen einer rassistischen und rechten Gesinnung. Die Forschung ist sich einig, dass diese Vorwürfe eine Folge inkompetenter Rezeption, insbesondere der Verwechslung von fiktivem Erzähler und realem Autor sind. Da Kracht zugleich jedoch als elaborierter Selbstdarsteller gilt, stellen sich für die Fallstudie in Teil C die Fragen, ob erstens die faktische Rezeption sowie die feldtheoretisch beschreibbare Positionierung Krachts nicht durch Akte der Selbstdarstellung mit den Romanen provoziert ist, und ob zweitens diese Provokation im Sinn der poetischen Funktion weiter interpretierbar ist.

Drei systematische Herausforderungen sind für die Interpretation von Selbstdarstellung zu bewältigen. Erstens muss sich die Leistungsfähigkeit der Modellierung darin erweisen, dass es ihr gelingt, sowohl die aus literaturwissenschaftlicher Sicht naiven, weil die Grenzen der Fiktion missachtenden Schlüsse auf Autoreigenschaften – wie in Krachts Fall die Verwechslungen von Erzähler und Autor – als auch methodisch seriöse Zuschreibungen nicht nur einheitlich und übergreifend rekonstruieren zu können, sondern auch als potenzielle Bestandteile der Selbstdarstellung auszuweisen. Um dies leisten zu können, geht die Modellierung in Kapitel B.1 von der These aus, dass Schlüsse auf Autoreigenschaften Teil entweder intentionaler oder nicht-intentionaler *Erklärungen* sind. Um diese These im Detail zu plausibilisieren, sind die möglichen Formen des intentionalen Kommunizierens sowie der

¹¹ Für die vorliegende Arbeit konzentriere ich mich auf die Studien zu postmoderner Selbstdarstellung von Fiske 1989 zu Madonna, John-Wenndorf 2014 zu Elfriede Jelinek und Niefanger 2004 zu Christian Kracht.

nicht-intentional erklärenden Schlüsse auf Dispositionen, Motive und andere Autoreigenschaften allgemein wissenschaftstheoretisch zu modellieren. Die Arbeit macht somit den Vorschlag, Selbstdarstellung als eine Ausbeutung der von Lesern eingesetzten Strategien intentionaler und nicht-intentionaler, guter wie schlechter Erklärungen zu beschreiben.

Zweitens sind zur Spezifikation des allgemein entwickelten Modells Interpretationsthesen falsifikationistisch zu operationalisieren, indem die Bedingungen dafür expliziert werden, unter denen eine These scheitert. Die Gefahr ist groß, dass man von tatsächlich resultierenden Zuschreibungen, etwa den Vorwürfen, Kracht sei ein ›reicher Schnösel‹, einfach zu der Behauptung übergeht, Kracht stelle sich eben als ›reicher Schnösel‹ dar. Wenn man diese Behauptung begründen möchte, wird es jedoch kompliziert, weil die relevanten Daten des fiktionalen Texts zunächst nur den fiktiven Erzähler charakterisieren. Die Aufgabe besteht deshalb darin, nicht nur Thesen darüber aufzustellen, welche Zuschreibungen ein Autor auslösen möchte, sondern auch, auf welchem Weg er diese Zuschreibungen auslösen möchte. Dieser Weg besteht, so der Vorschlag dieser Arbeit, darin, den Lesern bestimmte Schlussfolgerungs- oder Erklärungsstrategien zu empfehlen. Es gilt dann interpretativ Belege dafür anzuführen, dass ein Autor nicht nur Daten liefert, sondern tatsächlich darauf rechnet, dass sein Publikum diese Daten mit einer bestimmten Strategie verarbeitet und so zur Zuschreibung gelangt. Auf diesem Weg lassen sich Hypothesen über die Selbstdarstellung mit fiktionalen Texten zunächst differenzierter formulieren. Diese Thesen bedürfen sodann einer detaillierteren und spezifischeren Begründung; denn nur dann, wenn sich gute Belege anführen lassen, dass ein Autor ganz bestimmte Schlussfolgerungsstrategien mit den von ihm zur Verfügung gestellten Daten auslösen will, ist eine These über die Selbstdarstellung eines Autors empirisch haltbar. Die für die Analyse erforderliche Rekonstruktion der von Lesern angewandten Schlussfolgerungsstrategien, die Autoren für ihre Selbstdarstellung ausbeuten können, wird deshalb in Kapitel B.2 auf Grundlage einer systematischen Modellierung induktiv und für jeweils konkrete Anwendungsbereiche aus einer Analyse von Rezensionen und einschlägigen literaturwissenschaftlichen Fallstudien gewonnen.

Drittens ist bei der Zuschreibung von poetischen Funktionen der unvermeidbare Übergang von einer metasprachlichen Analyse konkreter Selbstdarstellungsakte zu den objektsprachlichen Diskursen über Selbstinszenierung transparent zu machen. Zu diesen objektsprachlichen Diskursen über Selbstinszenierung gehören Annahmen wie die, dass alle Selbstinszenierung eine Form des Täuschens oder, im Widerspruch dazu, eine Form von Identitätsbildung sei,¹² dass Authentizität ein Effekt von Selbstdarstellung oder, im

¹² Vgl. u. a. Klein 2004: 22, Schaffrick/Willand 2014: 88.

Widerspruch dazu, das Gegenteil der Selbstdarstellung sei.¹³ Man muss sich dabei klarmachen, dass beim Interpretieren Handlungen oder Textbefunde immer in einer Metasprache als Selbstdarstellungen beschrieben und erklärt werden, die zugleich innerhalb der Objektsprache des Autors, der Rezipienten oder der jeweils historischen Diskurse etwas über Selbstinszenierung sagen oder zeigen sollen. Bei der literaturwissenschaftlichen Interpretation tritt die Gefahr auf, dass entweder die poetologischen Äußerungen der Autoren oder die Thesen der eigenen Selbstdarstellungstheorien reproduziert werden, indem die Interpretationen einfach an die objektsprachlichen Konzeptualisierungen von Selbstinszenierung angeglichen oder die Thesen der vom Interpreten vertretenen Selbstdarstellungstheorie wiederholt werden.¹⁴ Die konkreten Phänomene der Selbstdarstellung geraten so in ihren besonderen Eigenschaften leicht aus dem Blick. Eine Interpretationstheorie der Selbstdarstellung sollte deshalb nicht nur eine Menge von generalisierenden Hypothesen über Begriffe oder Phänomene der Täuschung, Identität und Authentizität sein, auf die jede Selbstdarstellung eines Autors reduziert werden kann, sondern sie sollte ein Übersetzungswerkzeug anbieten, das die Selbstdarstellung des Autors sowohl mit den Publikumsreaktionen als auch den geläufigen Diskursen über Selbstinszenierung zu verbinden erlaubt. Um plausibel machen zu können, wie die Selbstdarstellung eines Autors mit einem fiktionalen Text zugleich etwas über Authentizität, Täuschung und weitere angrenzende Konzepte der Selbstdarstellung sagen oder zeigen soll, müssen in der beschreibenden Metasprache Grundformen der Selbstdarstellung operationalisiert werden, deren Wirkungen auf Leser an die objektsprachlich-poetologischen und an die literaturwissenschaftlich-theoretischen Konzepte etwa von Authentizität oder Identität angeschlossen werden können.

Ich gehe davon aus, dass eine Selbstdarstellung, die poetisch etwas über Täuschung, Authentizität oder Identität sagen oder zeigen möchte, zumeist die Formen des Täuschens benutzt und diese zugleich als Zitat einer Täuschung kenntlich macht. Aus diesem Grund muss geklärt werden, in welchen Fällen eine Selbstdarstellung ein Akt des Täuschens ist. In Kapitel B.3 wird sich zeigen lassen, dass *Täuschen* auf einer logischen Ebene eine Basisform der Selbstdarstellung ist, die sich von der *Demonstration* darin unterscheidet, dass man im einen Fall Eigenschaften zeigt, die man nicht hat, im anderen Fall Eigenschaften, die man hat. Auf einer anderen Ebene kann man vom Täuschen hinsichtlich der bei Adressaten stimulierten Schlussfolgerungs- und

¹³ Vgl. John-Wenndorf 2014: 161, Früchtel/Zimmermann 2001: 16.

¹⁴ John-Wenndorf 2014 bleibt nicht nur in ihrer eher humoristisch angelegten Dichtertypologie (vgl. ebd., 431–441), sondern auch in ihrer Systematik der Praktiken der Selbstdarstellung (vgl. ebd., 141–428) in den objektsprachlichen Konzeptualisierungen des literarischen Diskurses verhaftet.

Erklärungsstrategien sprechen: Autoren können ihren Lesern die falschen Gründe liefern, um sie zu bestimmten Eigenschaftszuschreibungen zu bringen; und zwar unabhängig davon, ob sie diese Eigenschaften nun haben oder nicht. Diese Form bezeichne ich deshalb nicht als Täuschen, sondern als *Simulation*. Sie bildet den Gegenbegriff zur kooperativen *Kommunikation*, bei der ein Autor transparent macht, zu welchen Schlussfolgerungen er seine Leser bringen möchte, ohne ihnen die richtigen Schlussfolgerungsstrategien zu verheimlichen. Diese vier Formen – Kommunikation, Simulation, Demonstration und Täuschung – erlauben eine präzise Analyse von Selbstdarstellung und zugleich den differenzierten Anschluss an die jeweiligen objektsprachlichen Diskurse der Selbstinszenierung. Nur dann, wenn ein Autor eine oder mehrere dieser vier Grundformen in interessanter Weise vorführt, sie miteinander kombiniert oder ihre eigenen Regeln offenlegt, wird man die anspruchsvolle hermeneutische These rechtfertigen können, dass der Autor mit seiner Selbstdarstellung etwas über Täuschung oder Authentizität sagt. Für den zu untersuchenden Fall heißt dies: Die gängige Verteidigung, Kracht stelle sich nur als ›reicher Schnösel‹ oder gar als ›Rechter‹ dar, und sei deshalb gar nicht wirklich ein reicher Schnösel oder rechts, ist mithin nur dann aufrecht zu erhalten, wenn seine Selbstdarstellungen Akte des Vortäuschens darstellen: In Fällen der Simulation, Demonstration und der Kommunikation spricht nichts dagegen, dass ein Autor die Eigenschaften, mit denen er sich darstellt, tatsächlich hat. Auf diese Weise erlaubt die Interpretationstheorie der Selbstdarstellung auch weitergehende Aussagen über den ontischen Status inszenierter Eigenschaften, die für alle Forschungsbereiche von Belang sind, die nach dem ›Tod des Autors‹ und seiner ›Rückkehr‹ wieder oder immer noch an biographischen Beschreibungen einzelner Autoren interessiert sind.

Die Gliederung in drei Teile soll die Struktur der Arbeit abbilden, die unterhalb der systematischen und einheitlichen Gesamtaufgabe in jeweils unterschiedlichen Diskussionszusammenhängen operiert. Die auf die Ergebnisse der vorangehenden Grundlegung gestützte Fallstudie bietet im letzten Teil C einen intentionalistisch interpretierenden Beitrag zur Krachtforschung und sollte für Analysen der Praktiken von Selbstdarstellung sowie der Techniken der Positionierung in der Gegenwartsliteratur weiterverwendet werden können. Teil A operiert innerhalb der Forschungstradition der sprachanalytischen Begriffsbildung und richtet sich damit zugleich an die Übergangsbereiche zwischen den oben unterschiedenen Arbeitsbereichen zur Selbstdarstellung: Studien zu Formen der Selbstdarstellung sollten sich künftig wechselseitig auch mit Interpretationen konkreter Selbstdarstellungen sowie mit Feldanalysen zu Positionen und Positionierungen von Schriftstellern in literarischen Feldern verknüpfen lassen. Teil B entwickelt die Interpretationstheorie der Selbstdarstellung und operiert sowohl innerhalb des wissenschaftstheoretischen und neohermeneutischen Diskussionsfeldes als auch mit empirischen

Rezeptionsdaten, um die empirisch zu fassenden Elemente dieser Interpretationskonzeption als solche, d. h. als empirische zu beschreiben. Die Begründung der intentionalistischen Gesamtanlage liefert Teil A: Die Hermeneutik der Selbstdarstellung mit fiktionalen Texten ist eine instruktive Methodologie für die Anforderungen, mit deren Analyse die Arbeit einsetzt.

A

Der Begriff der Selbstdarstellung

Der vorliegende erste Teil der Arbeit entfaltet einen Begriff der Selbstdarstellung, der die begriffliche Logik des literaturwissenschaftlichen Sprachgebrauchs erfasst, und mit dessen Hilfe sich explizieren lässt, wie einige bislang unverbundene und nebeneinander gebräuchliche Redeweisen von schriftstellerischer Selbstdarstellung miteinander zusammenhängen. Dabei gehe ich mit Pawlowski von einer *regulierenden Definition* aus,¹⁵ die eine bestimmte Handlungslogik des Begriffs als systematischen Zusammenhang von einigen seiner Gebrauchsweisen ausweist.

Der Ausdruck ›Selbstdarstellung‹¹⁶ bezeichnet das Handeln eines Akteurs, das steuern soll, wie Adressaten intentional auf ihn Bezug nehmen.¹⁷ Es gibt hier also zwei Dimensionen der Intentionalität: Einerseits die Intentionalität der Steuerungshandlungen seitens des Akteurs. Dies ist eine Intentionalität im Sinn der Handlungsabsicht, wie sie G. E. M. Anscombe in *Intention* (1957, dt. *Absicht*) wieder in die Diskussion eingebracht hat.¹⁸ Andererseits gibt es die Intentionalität der Bezugnahme der Adressaten auf den Akteur, die gesteuert werden soll. In der Bezugnahme der Adressaten sind intentionaler *Modus*, intentionaler *Gehalt* und *Gegenstand* der Bezugnahme jeweils voneinander zu unterscheiden. Dies ist in einem technischen Sinn die bewusstseinsphänomenologische Intentionalität, wie sie von Franz Brentano und später von Edmund Husserl in den *Ideen I* prominent gemacht wurde, und die in einem geistigen Gerichtetsein auf den Gegenstand der Bezugnahme liegt.¹⁹ Dieser

¹⁵ Vgl. Pawlowski 1980: 18.

¹⁶ In dieser Arbeit werden Bezugnahmen auf die Ausdrucksseite von Begriffen in einfache Anführungszeichen gesetzt. Bei inhaltsseitigen Markierungen, wie etwa in der Wendung ›der Begriff der Selbstdarstellung‹, wird der Begriff, etwa der Begriff der Selbstdarstellung, nicht markiert. Ich folge damit linguistischen und sprachanalytischen Konventionen der Markierung von Objektsprache, auch wenn in der Literaturwissenschaft Markierungen wie ›der Begriff der ›Selbstdarstellung‹‹ vorkommen. Die im Folgenden verwendete Konvention gilt, wie hier, auch für die Markierung der Ausdrucksseite der Definienda der anschließend metasprachlich verwendeten Termini. Zudem werden Ausdrücke und Wendungen mit einfachen Anführungszeichen markiert, wenn sie, wie bereits in der Einleitung, einen Sprachgebrauch des öffentlichen Diskurses wiedergeben, der sich deutlich von der hier verwendeten Metasprache unterscheidet.

¹⁷ In knappen Formulierungen findet sich diese allgemeine Idee der Selbstdarstellung in den Arbeiten von Heinen 2006: 26 und Blumenkamp 2011: 363.

¹⁸ Vgl. Anscombe [1957] 2011.

¹⁹ Die Unterscheidung von Modus und Gehalt werde ich im phänomenologischen Sinn Husserls aus den *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie: Erstes*

Gegenstand ist im Fall schriftstellerischer Selbstdarstellung der Autor. Es ist die Absicht des Autors, die intentionale Bezugnahme der Adressaten auf ihn in einer bestimmten Weise zu steuern. Drei Formen der Selbstdarstellung lassen sich anhand dieser systematischen Anordnung ausmachen: Aufmerksamkeitssteuerung, die den Grad und die Intensität der Bezugnahme seitens der Adressaten maximieren soll; Wertungssteuerung, die eine positive Einstellung und Wertung der Adressaten gegenüber dem Autor generieren soll, und Charakterisierungssteuerung, mit der die Zuschreibung bestimmter Eigenschaften an den Autor geleitet werden soll.

Alle drei Formen der Selbstdarstellung treten als konstitutive Bestandteile einer intentionalen Bezugnahme immer zusammen auf. In der Forschung zur Selbstdarstellung wird in aller Regel jedoch nur eine der drei Formen zum Thema gemacht, ohne dass der Zusammenhang dieser Formen bislang geklärt wäre. Der hier entfaltete Begriff der Selbstdarstellung ist mithin eine metasprachliche Konstruktion, die nicht die bestehenden Begrifflichkeiten verdrängen oder ersetzen soll, sondern die Grundlagen der bestehenden Verwendungen vergleicht und systematisch zusammenfasst, so dass die den Begriffen gemeinsame Logik sichtbar wird. Diese Gebrauchslogik bleibt, wie alle Prädikate natürlicher Sprachen, zumindest insofern vage, als nicht alle charakteristischen Aspekte des Begriffs in allen Fällen ihrer Verwendung gleichermaßen enthalten und ausgeprägt sein müssen.

Die vorgeschlagene Definition wird im Folgenden für die jeweiligen begrifflichen Hauptbestandteile erstens an Beispielen aus der Forschung *illustriert*. Sie wird zweitens durch die entsprechenden literaturwissenschaftlichen Begriffe – des Autors als Akteur, des Publikums oder der Leser als Adressaten sowie des Textes und anderer Medien als Mittel der Handlung – *expliziert*. Drittens wird sie kritisch in einer literaturtheoretischen Diskussion um Probleme der Intentionalität auf ihre Rechtmäßigkeit *überprüft*. Viertens wird der so gerechtfertigte Begriff für die genannten Basisfunktionen der Aufmerksamkeits-, Wertungs- und Charakterisierungssteuerung sowie der Autorbild-Gestaltung an die Grundlagenforschung zu Aufmerksamkeit, Wertung, Charakterisierung und Autorbild *angeschlossen* und so für die unterschiedlichen Forschungsinteressen *operationalisierbar* gemacht.

Unklar ist in der Forschung insbesondere der eigentliche Gegenstand der Bezugnahme seitens der Rezipienten: Ist es der reale Autor, ein jeweils mentales Autorbild einzelner Leser oder ein öffentliches Autorimage? In

Buch – im Folgenden: *Ideen I* – auffassen. Eine vom Gehalt zu unterscheidende Bestimmung des Gegenstands der Bezugnahme ist in dieser phänomenologischen Systematik nicht angelegt, wird sich aber als wichtig erweisen. Die bei Husserl grundlegende Ausklammerung der Welt und damit aller Fragen nach dem Status des Gegenstands der Bezugnahme in der Welt, vgl. Husserl [1913] 1976: hier § 87, S. 201, spielt im Folgenden keine Rolle.

der theoretischen Diskussion wird häufig versucht, ausschließlich von resultierenden, quasi-fiktional hervorgebrachten Autorbildern zu sprechen. Ein genauere Blick auf die Interpretationspraxis wird aber deutlich zeigen, dass Literaturwissenschaftler, wenn sie von Selbstdarstellung sprechen, sowohl die reale Person des Autors als auch dessen öffentliches Image zum Gegenstand machen. Deshalb ist eine nichtreduktive Beschreibungssprache zu entwickeln, mit der sich klarmachen lässt, wann und inwiefern es um Bilder, um Repräsentationen, um das öffentliche Image und wann es um den Autor als Selbstdarstellungs-Akteur geht. Die skizzierte praxeologische, ihrer Methode nach wissenschaftssprachanalytische Explikation eröffnet erst die Möglichkeit, die allgemeinen Anforderungen an die in Teil B zu entwickelnde Hermeneutik zu formulieren, die es dann für den Umgang mit fiktionalen Texten zu spezifizieren gilt.²⁰

1 Handlungslogik: Steuerung intentionaler Bezugnahme

Charakteristisch für den literaturwissenschaftlichen Umgang mit Selbstdarstellung ist eine bestimmte Gebrauchslogik, die Selbstdarstellung als Gegenbegriff zu einem natürlichen und nicht intentional strukturierten Ausdruck der eigenen Persönlichkeit konzipiert. Dirk Niefanger etwa vertritt in seinem Aufsatz zur »Selbstinszenierung« von Schriftstellern der sogenannten Pop-Literatur die These, Rolf Dieter Brinkmann habe sein öffentliches Verhalten und auch seine literarischen Texte so angelegt, dass ihm die Eigenschaft zugeschrieben wird, rebellisch zu sein. Dies wird alternativ auch so ausgedrückt, dass Brinkmann etwas in der Absicht tue, als rebellisch wahrgenommen zu werden, dass er den Eindruck zu erwecken versucht, rebellisch zu sein, oder dass er versucht, sich das Image eines Rebellen zuzulegen.²¹ Analog dazu liefert Heinrich Detering in »*Der Litterat*« eine Interpretation der »Inszenierung stigmatisierter Autorschaft im Frühwerk Thomas Manns«. ²² Die frühere psychologische These, Manns Frühwerk sei von der Erfahrung der Stigmatisierung geprägt, erweitert Detering um die neue Kernthese, dass die

²⁰ Die Idee der Analyse der Sprachpraxis der interpretierenden Literaturwissenschaft zum Zweck ihrer zugleich instruktiven Begriffsbildung wurde methodisch zuerst von Strube 1989 und 1993 als analytische Literaturwissenschaft entwickelt.

²¹ Vgl. Niefanger 2004: 92: »Das Image des rebellischen Rockpoeten ist gerade nicht deckungsgleich mit dem tatsächlichen Autor; es ist ein Produkt, das durch Selbstinszenierungen und Berichte, durch Marketing, Auftritte, Fotos und einen entsprechenden Diskurs entstanden ist.«

²² Detering 2009: 191. Thomas Mann ist einer der wenigen Schriftsteller, dessen Selbstdarstellung mit Ansel/Friedrich/Lauer (Hg.) 2009 ein ganzer Band gewidmet wurde. Im Folgenden werden weitere Beispiele aus diesem Band verwendet, dessen systematischer Kern sich um das Spezifische von Thomas Manns Positionierung im literarischen Feld dreht.

Erfahrung der Stigmatisierung von Mann in den Texten seines Frühwerks inszeniert sei. Auch diese These lässt sich durch Aussagesätze ausdrücken, die etwas über die Absichten des Akteurs behaupten: Thomas Mann will den Eindruck erwecken, stigmatisiert zu sein, will als stigmatisiert wahrgenommen werden, will sich das Image eines Stigmatisierten zulegen, Thomas Mann will, dass ihm die Eigenschaft zugeschrieben wird, stigmatisiert zu sein. Spezifisch für diesen Gebrauch des Begriffs der Selbstdarstellung ist mithin eine bestimmte Handlungsabsicht. Der Begriff bezeichnet Handlungen, die in der Absicht vollzogen werden, das Gegenüber zu der vom Akteur gewünschten Reaktion gegenüber ihm selbst zu bringen.

Der akteurintentionalistische Selbstdarstellungsbegriff lässt sich auch in einigen theoretischen Arbeiten abseits der Forschung zu Selbstdarstellung auffinden, etwa in Wolf Schmid's *Elemente der Narratologie*. Darin wird die Möglichkeit der Selbstdarstellung von Autoren nur nebenbei als Bildgestaltung erwähnt, und zwar im Zuge einer theoretischen Fassung dessen, wie sich Leser ein Bild vom Autor machen:

Das Bild des Senders, das in jeder Mitteilung enthalten ist, gründet auf jener Sprachfunktion, die Karl Bühler in seinem »Organonmodell« der Sprache zunächst (1918/20) *Kundgabe*, später (1934) *Ausdruck* genannt hat. Damit ist der unwillkürliche, nicht-intendierte Selbstaussdruck des Sprechenden gemeint, der in jedem Sprechakt stattfindet. Das Wort als Zeichen fungiert hier nicht als »Symbol«, das die »Darstellung« von Gegenständen und Sachverhalten vermittelt, sondern als »Symptom, Anzeichen, Indicium« (Bühler 1934, 28).²³

Dieses Verständnis von Alltagskommunikation überträgt Schmid auf literarische Kommunikation zur Beschreibung von Selbstdarstellung:

Gewöhnlich beabsichtigt der Autor nicht, sich selbst darzustellen. Die Kundgabe des Autors ist in der Regel ebenso unwillkürlich wie der Selbstaussdruck eines beliebigen Sprechers. Wie sich aber jeder Sprecher in seinen Redeakten bewusst stilisieren kann, ist es auch möglich, dass ein Autor in seinem Werk ein bestimmtes »Image« seiner selbst vermitteln will.²⁴

Schmid trifft mit dieser Formulierung den gängigen Sprachgebrauch, in dem die Absichtlichkeit der Handlung die Selbstdarstellung als Gegensatz zur natürlichen Kundgabe oder zum natürlichen Ausdruck persönlicher Merkmale auszeichnet. Ebenso werden die Kernthesen von Niefanger und Detering nur verständlich, wenn man ihren Begriff von Selbstdarstellung in dieser Weise als intentionalen Handlungs begriff auffasst: Thomas Mann, so Detering's These, hat seinen frühen Texten ihre Textgestalt in der Absicht verliehen, dass das

²³ Schmid [2005] 2011: 46 und Bühler [1934] 1999, Hervorhebungen im Original.

²⁴ Schmid [2005] 2011: 83.

Lesepublikum Thomas Mann zuschreibt, er sei stigmatisiert. Dass Deterings These begrifflich auf der Zuschreibung dieser Absicht ruht, wird plausibel, wenn man sich klar macht, dass diese These sich von den bisher vertretenen Forschungspositionen nur dadurch unterscheidet, dass sich die Eigenschaft der Stigmatisierung nicht irgendwie – und wie es Schmid als »gewöhnlich« erwarten würde – ungewollt niederschlägt.

Dieser Praxisbegriff der Selbstdarstellung ist in bestimmte Gebrauchskontexte eingebettet, in denen ein Schriftsteller als ein so-und-so-beschaffener Schriftsteller bereits bekannt und anerkannt ist; und zwar dann, wenn sich die Frage stellt, ob er natürlicherweise einfach so-und-so-beschaffen ist, oder ob der Schriftsteller dafür gesorgt hat, dass er als so-und-so beschaffen anerkannt wird. Die Absichtlichkeit der Handlung ist in literaturwissenschaftlichen Gebrauchskontexten zentral. Irritierend ist nun, dass gerade in den sozialwissenschaftlichen Verwendungskontexten, in denen das Interesse an Selbstdarstellung und Positionierung zuerst aufkam, namentlich bei Goffman und Bourdieu, diese Absichtlichkeit keine Rolle zu spielen scheint. Es gilt deshalb im Folgenden zunächst die einschlägigen Verwendungsweisen des intentionalen Selbstdarstellungsbegriffs zu explizieren und anschließend zu fragen, wie sich dieser Begriff zu alternativen Begriffen von Selbstdarstellung verhält.

1.1 Handlung und Absicht des Selbstdarstellers

Wer den akteurintentionalistischen Begriff der Selbstdarstellung verwendet, macht einige analytisch bestimmbare Voraussetzungen, die es im Folgenden zu explizieren gilt, um sehen zu können, auf welches Spiel sich Interpreten einlassen, die einem Autor Selbstdarstellungsabsichten zuschreiben. So muss man als Interpret intentionale Erklärungen als Erklärungsstrategie für beobachtbares Verhalten akzeptieren. Viele Interpreten, die Handlungen intentional durch Handlungsgründe erklären, werden eine starke Ontologie der Intentionen annehmen, insofern sie voraussetzen, dass die Akteure, denen sie Handlungsabsichten zuschreiben, diese Absichten erstens *tatsächlich haben*, und zweitens *aufgrund* dieser Absichten gehandelt haben, dass es also einen realen Zusammenhang zwischen Absicht und Handlung gibt. Der Gewährmann dieser starken Kausalthese zwischen Absicht und Handlungsereignis ist Davidson.²⁵ Manche Interpreten werden sich nicht auf die Existenz, andere nicht auf die Transparenz oder Erkennbarkeit von Intentionen festlegen

²⁵ Ausgangspunkt der Debatten ist Davidsons Aufsatz zur Handlungstheorie, Davidson 1963. Darin widerspricht Davidson dem Wittgenstein zugeschriebenen Argument der logischen Abhängigkeit von Absicht und Handlung, siehe Anm. 27 unten.

lassen wollen,²⁶ einige werden die These der Kausalverbindung zwischen Absicht und Handlung leugnen,²⁷ und behaupten, die Zuschreibung von Intentionen sei lediglich eine nützliche Strategie, um mit sich und der Umwelt zurecht zu kommen. Zentraler Bezugstext für die Annahme eines rein erklärungsstrategischen, d. h. instrumentellen Nutzens von Intentionenzuschreibungen ist Daniel Dennetts Aufsatz »Intentionale Systeme«.²⁸ Wichtig wird im Folgenden sein, dass Interpreten, die den akteurintentionalistischen Begriff der Selbstdarstellung verwenden, mindestens auf Dennetts schwache instrumentalistische These der Nützlichkeit einer intentionalen Erklärung festgelegt sind, und dass sie auch eine ontologische Fundierung der intentionalen Erklärung bis hin zu Davidsons These der mentalen Verursachung von Handlungen durch Gründe annehmen können.

Wer einen akteurintentionalistischen Begriff der Selbstdarstellung verwendet, unterstellt erstens, dass der Autor als ein im weitesten Sinn rationaler, d. h. aus Gründen handelnder und Ziele verfolgender Akteur interpretiert werden kann und sollte. Man muss damit zweitens die Intentionenzuschreibung als Erklärungsstrategie akzeptieren, egal ob man diese mit Dennett als ein in bestimmten sozialen Kontexten nützliches Sprachspiel begreift oder mit Davidson als wissenschaftliche Kausalerklärung. Drittens müssen Interpreten, die den hier skizzierten Begriff der Selbstdarstellung verwenden, annehmen, dass es sich beim Gegenstand, den es zu interpretieren gilt, nicht um ein materielles Objekt handelt, sondern um eine Handlung.

Deshalb stellt sich die Frage, wie etwas, das als Selbstdarstellung interpretiert werden soll, zunächst als Handlung beschrieben werden kann. Ein grober Blick auf die jüngeren Studien zu schriftstellerischer Selbstdarstellung lässt folgende Handlungsbereiche erkennen. Erstens, und für den Bereich der Gegenwartskultur besonders wichtig, Interviews, Fernsehauftritte, Autorenlesungen und Auftritte in der Werbung. Wie eingangs bemerkt wurde, haben die meisten Interpreten diese medialen Formen einer den Körper des Akteurs präsent machenden Selbstdarstellung im Blick.²⁹ So etwa Niefanger, wenn er eine Beobachtung von Dieter Wellershoff über Brinkmanns theatralisches und die Zuhörer verunsicherndes Lachen bei Autorenlesungen als Resultat einer Selbstinszenierung deutet und für eine Analyse solcher Auftritte das Instrumentarium der Theatralitätstheorien empfiehlt. Dieses Lachen, so Nie-

²⁶ Vgl. zu einer Rekonstruktion der im weitesten Sinn literaturtheoretischen Positionen, die die Realität von Intentionen bestreiten, Spoerhase 2007a: 80–94.

²⁷ Einschlägig sind hierfür einige Spielarten der sogenannten teleologischen Handlungserklärung, wonach zwischen Handlung und Absicht eine logische, aber keine kausale Abhängigkeit besteht. Vgl. zur Geschichte der Debatte Horn/Löhner 2010 und siehe Abschnitt B.1.3.

²⁸ Vgl. Dennett 1971.

²⁹ Vgl. Künzel 2007: 11, siehe Anm. 9.

fangers These, vollziehe Brinkmann in der Absicht, gefährlich, unberechenbar und rebellisch zu wirken.³⁰ Im Anschluss an Martin Seel, der Inszenierung als »ein öffentliches Erscheinenlassen von Gegenwart«³¹, das heißt als eine für andere sinnlich wahrnehmbare Präsentation der eigenen Person analysiert, spreche ich im Folgenden von Selbstinszenierung, wenn ein Akteur mit einer Selbstdarstellungsabsicht als körperlich wahrnehmbare Person öffentlich auftritt. Der Begriff der Selbstdarstellung umfasst also medienübergreifend alle Handlungen mit der hier zu spezifizierenden einheitlichen Handlungslogik. Selbstinszenierung hingegen nenne ich im Anschluss an Seel die medial auf öffentliche Auftritte beschränkte Form der Selbstdarstellung. Die übergreifende Handlungslogik der Selbstdarstellung geht jedoch nicht aus einer Analyse partikularer Medienformen der Selbstdarstellung hervor.

Einschlägig ist zweitens die Aktform des Veröffentlichens von Abbildungen der eigenen Person. Man kann diesen Typ als »ikonographische Selbstdarstellung« bezeichnen. Niefanger präsentiert im gleichen Aufsatz ein Foto, das Brinkmann zeigt, auf dem dieser grimmig in die Kamera blickt und dabei raucht. Begleitend zitiert Niefanger Heinrich Vornweg, der Brinkmanns Erscheinung auf dem Foto als gefährlich und angriffslustig charakterisiert.³² Die Selbstdarstellungshandlung umfasst hier bereits mehrere Teilhandlungen: einerseits das Posieren und andererseits die Entscheidung, das Foto oder das Bild zu veröffentlichen. Ikonographische Selbstdarstellung ist die mediale Form, die neben der öffentlichen leiblichen Präsenz am meisten literaturwissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren hat, und die im Fall einer Präsenz in Fernsehen und Internet mit dieser Form zusammenfällt, wenn man Fernsehen und Internet als Bildmedien interpretiert.

Drittens und von den ersten beiden nicht systematisch, sondern lediglich typologisch und hinsichtlich der von Literaturwissenschaftlern verwendeten Untersuchungsmethoden unterscheidbar ist der Bereich der faktualen Para-, Peri- oder Epitexte nach Genette: Buchcover, Klappentexte zu fiktionalen Texten, aber auch von den Autoren selbst veröffentlichte Tagebücher, Briefe und Essays. Dazu gehören also alle Äußerungen von Autoren jenseits des fiktionalen Textes über sich selbst.³³ Viertens gibt es die theoretisch bislang noch nicht hinreichend reflektierte, in der Interpretationspraxis aber stets als selbstverständlich mitgetragene Möglichkeit, dass Autoren sich auch mit fiktionalen Texten selbst darstellen. Diese beiden textuellen Handlungsfelder werfen besondere und jeweils unterschiedliche Probleme auf, insofern

³⁰ Vgl. Niefanger 2004: 91.

³¹ Seel 2001: 56.

³² Vgl. Niefanger 2004: 91.

³³ Vgl. insbesondere Niefanger 2004: 87–898, Kaiser 2012: 74, John-Wenndorf 2014: 18 und zusammenfassend Schaffrick/Willand 2014: 89–94.

es um das Verhältnis von Text und Handlung geht; ein Verhältnis, das in der Literaturtheorie intensiv diskutiert wurde. Wenn man einen akteurintentionalistischen Begriff von Selbstdarstellung verwendet und die Möglichkeit von Selbstdarstellung mit Texten annimmt, dann ist man auf eine im Prinzip instrumentalistische Konzeption des Sprachhandelns festgelegt. Die zentrale Grundidee dafür findet sich nicht nur bei den Sprechakttheoretikern Austin und Searle, sondern überall dort, wo mündliche Äußerungen oder schriftliche Texte als Instrument betrachtet werden, mit denen Sprecher oder Autoren bestimmte Ziele zu erreichen suchen.³⁴ Die Tradition einer instrumentalistischen Auffassung von Sprache als eines Werkzeugs (*organon*) lässt sich dann von Platon über Karl Bühler, Ludwig Wittgenstein, Herbert Paul Grice und viele andere bis in die gegenwärtige Sprach- und Zeichentheorie, etwa bei Rudi Keller nachverfolgen.³⁵ Charakteristisch für diese Tradition der Sprachauffassung ist das kommunikationstheoretische Grundverständnis, dass Sprecher durch ihr Sprechen bei ihrem Gegenüber etwas bewirken wollen. Der Text ist das Mittel des Autors für eine Handlung, die durch die Selbstdarstellungsabsicht charakterisiert ist. Selbstdarstellung mit Texten ist demnach ein Fall der Gruppe von Handlungen mit Sprache, die Austin in seiner sprechakttheoretischen Gründungsschrift *How to do Things with Words* (1955) mit dem Begriff der perlokutionären Akte eingeführt hat:

Saying something will often, or even normally, produce certain consequential effects upon the feelings, thoughts, or actions of the audience, or of the speaker, or of other persons: and it may be done with the design, intention, or purpose of producing them.³⁶

Akte textueller Selbstdarstellung bilden mithin eine Unterklasse von perlokutionären Sprachhandlungen, bei denen die intendierte Wirkung der Handlung auf das Gegenüber in einer Aufmerksamkeit regulierenden, wertenden oder Eigenschaften zuschreibenden intentionalen Bezugnahme auf den Akteur selbst besteht.

Bei faktualen Äußerungen scheint die Frage nach der Erkennbarkeit von Selbstdarstellung trivial zu sein: Wenn Thomas Mann in Selbstbeschreibungen äußert, dass er stigmatisiert sei, dann ist anzunehmen, dass Thomas Mann auch will, dass er für stigmatisiert gehalten wird. Weitaus schwieriger scheint es, sich mit fiktionalen Texten selbst darzustellen, denn zu den basalen Regeln des Umgangs mit Fiktionalität gehört ein Inferenzblocker, der besagt,

³⁴ Es geht mir nicht darum, literarische Texte und fiktionale Texte als Formen besonderer Sprechakte zu beschreiben, wie es etwa Petrey 1990 und Miller 2001 versucht haben, sondern Selbstdarstellung als den Fall eines – Searle würde sagen – ganz gewöhnlichen Sprechakts zu behandeln.

³⁵ Die sprachphilosophiegeschichtliche Skizze folgt Keller 1995: 22–70.

³⁶ Austin [1955] 2009: 101.